

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.

(Fortsetzung.)

Je näher Hans Joachim an Hohenbergen heran kam, um so mehr erschien ihm das sonst gewohnte Bild der Landschaft verändert. Die Staffage jedenfalls war eine andere. Während man sonst nur die „Klosterleute“ oder Bauern aus den nahen Dörfern auf den Wegen erblickt hatte, sah man heute französische Kavalleristen, die zu Fuß herumlungerten und ihre Pfeife Tabak rauchten. Da Hans Joachim ihnen nicht gern begegnen wollte, schlug er einen Seitenpfad ein, der durch ein kleines Gehölz, den „Klosterbusch“, führte.

Plötzlich, an einer scharfen Biegung des Weges, stieß er und hielt den schnaubenden Braunen an.

Fräulein Beate Hassow stand ihm gegenüber.

Im Nu war er vom Pferde herunter.

„Fräulein Beate! Welch unverhofftes Zusammentreffen!“

Verzückt streckte er ihr die Hand hin, in die sie freudig die ihre legte.

„Herr von Sormitz!“

Und wieder huschte helle Röte über ihr Antlitz, und ihre Augen hasteten einen Augenblick am Boden.

Hans Joachim hatte helle Augen. Er erkannte sofort, daß das Mädchen sich in einer starken Erregung befand.

„Machen Sie einen Spaziergang?“ fragte er.

„Ja!“

„Und ganz allein?“

„Ich mußte ja! Die Tante Aebtrissin, die zuerst mitgehen wollte, ist verhindert — sie hat hohen Besuch erhalten.“

„Aha, weiß ich schon!“

„Das wissen Sie schon?“ fragte sie erstaunt.

„Ja! Wenn der hohe Besuch nicht auch mich besucht und mich dabei über seine Fahrt nach Hohenbergen nicht selbst unterrichtet hätte, so würden mir die Soldaten hier auf den Wegen doch ein ungewöhnliches Ereignis verkünden. Es liegt so etwas in der Luft,“ sehte er lächelnd hinzu, „es muß etwas los sein!“

Kurze Pause. Da Beate nichts antwortete, sah Hans Joachim fort:

„Nennen Sie vielleicht den Zweck des hohen Besuches, Fräulein Beate?“

„Ganz und gar nicht! Sofort, nachdem ich ihn gesehen, bin ich aus dem Stifte weggegangen.“

„So eilig?“

„Ja, denn ich will nicht mit ihm zusammentreffen.“

Hans Joachim sah Beate fragend an.

„So kennen Sie ihn?“

„Ja! Er ist mein Verfolger aus Kassel!“

Sormitz ballte die Faust.

„Ah, mein Herr Graf von Westingerode!“ stieß er grimmig hervor. Und dann fuhr er ruhiger fort:

„Ich sah Ihnen sofort an, Fräulein Beate, daß etwas passiert sein mußte, was Sie persönlich nahe anging. Sie sind erregt.“

„Wundert Sie das, Herr von Sormitz? Ich denke, dem abscheulichen Menschen glücklich für immer aus den Augen zu sein und meine ungesüßte Ruhe wieder gefunden zu haben, und nun taucht er hier auf. Ich weiß ja nicht, ob er meine Wege gekommen ist, — ich kann es kaum glauben.“

„Ich drehe ihm das Gesicht um!“ kitzelte Hans Joachim.

„Er ist aber der Günstling des Königs — ein Graf — ich hörte seinen Namen, und Sie selbst nannten ihn.“

„Westingerode,“ fiel Sormitz ein. „Und wenn der Teufel in Person es selbst wäre, wer Ihnen auf diesem altnärrischen Boden zu nahe tritt, Fräulein Beate, der mag sich vorsehen, daß ihn dieser Boden nicht verschlingt.“

Und dabei blitzten die Augen und sprühten Feuer, daß Beate nicht müde wurde, hineinzusehen.

„Ich danke Ihnen, Herr von Sormitz,“ sagte sie herzlich und streckte ihm die Hand hin. Ehrfurchtsvoll führte er diese an seine Lippen und gab sie nicht eher frei, bis sie selbst sie ihm sanft entzog.

Beate nahm wieder das Wort:

„Es ist ja vielleicht alles Einbildung von mir, wenn ich seine Sendung mit mir in Zusammenhang bringe, aber ein gejagtes Reh sieht schließlich den Jäger in jedem Hirtenjungen.“

„Fürchten Sie nichts, Fräulein Beate,“ sagte er warm, „Sie stehen unter sicherem Schutze. Sie wissen doch: „In Sturm und Stille — meine Heimat!“

„Ich weiß es,“ entgegnete sie leise. „Und ich will mich nicht fürchten. Und wenn ich Hilfe brauchen sollte, so werde ich Sie rufen, Herr von Sormitz!“

„Versprechen Sie es mir?“

„Ich verspreche es!“

Wieder ruhten die Hände einen Augenblick ineinander.

Dann piff Hans Joachim seinem Braunen, der sich an süßen Kräutern gültlich getan hatte, und der jetzt auf den Pfiff gehorsam herbeigetrottet kam. Er nahm ihn am Jügel.

„So, Fräulein Beate, ist es Ihnen recht, so gehen wir jetzt hinüber zum Stifte. Ich will sehen, daß ich die Tante noch sprechen kann, — ich muß wissen, was der Kaffeler Strauchdieb hier will.“

Langsam gingen alle drei nach Hohenbergen. Die beiden Menschenkinder sprachen kein Wort mehr. Ueber ihre jungen Seelen zog das große Schweigen, das beredter ist als alle Worte.

Der alte Bastian stand am Tor und sah sie kommen. Er ging ihnen entgegen und nahm das Pferd am Jügel.

„Gut'n Abend ol, Jungherr.“

„Guten Abend, Bastian. Ist meine Tante oben?“

„Ach Gotte doch, nee, Jungherr! Sie hat vorhin anspannen lassen und ist mit dem Fräulein-Konventualin von Hefler und dem französischen General irgendwohin gefahren —“

„Wohin denn, Bastian?“

„So, id weet dat nich, Au id weet ol nich, weim se worütkommen.“

Hans Joachim sah vor sich nieder.

„Om, da wird es wohl besser sein, weim ich morgen wieder komme. Habt ihr denn keine Ahnung, Bastian, was der Franzose hier will?“

„Nee, Jungherr. Aber jine Büt seggen, dat se een paar Dage hier bliwen wollen — he will up de Jagd gahn.“

„Gole ihn der Teufel!“

„Ganz genau dasselbige segg id ol, Jungherr,“ schmunzelte Bastian.

Hans Joachim nahm Beate beiseite.

„Lassen Sie sich nicht vor ihm sehen, Fräulein Beate,“ sagte er. „Schützen Sie Krankheit vor. Ich komme morgen vormittag wieder. Und sollten Sie mich brauchen, — Sie wissen, zu jeder Stunde mit Leib und Seele der Ihre.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Sormich!“

Er küßte ihr die Hand zum Abschied. Dann schwang er sich auf den Braunen und trabte davon. Als er sich umsah, stand Beate am Torweg, mattroter Abendchein spielte um ihr Haupt und ließ die Goldbuchstaben der Inschrift hell aufleuchten:

„In Sturm und Stille — meine Heimat!“

Und Hans Joachim wollte es scheinen, als hängen diese Worte wie ein Gruß aus einer anderen Welt, wie ein Versprechen von oben, das unverbrüchlich gehalten werden sollte.

Er winkte mit der Hand einen letzten Gruß zurück. Dann ließ er den Braunen tüchtig ansgreifen.

Vor der Schmiede in Vinau hielt er. Kiezler hatte ihn schon erwartet.

„Alles in Ordnung, Jungherr,“ meldete er.

„Schön, schön, Kiezler! Wir wissen ja, daß wir uns gegenseitig aufeinander verlassen können. Was der Franzose da drüben eigentlich will, weiß ich noch nicht. Aber eins will ich Euch noch sagen: Habt scharf Obacht auch auf das junge Fräulein von Saffon, das im Stifte zu Besuch ist, — kennt Ihr sie?“

„Natürlich. Jeden Dag is se gekommen un hat de Kranken besucht. Dat is een Engel, de up de Erd' steegen is, um für den lewen Gott nach dem Rechten to tiefen —“

„Nu ja, Kiezler, so ungefähr ist das richtig. Also paßt gut auf.“

„Dhne Sorge, Jungherr!“

„Gute Nacht, Kiezler, und grüßen Sie die Frau und die Bütten.“

Und er trabte weiter. Aber den Hohenfriedberger Marsch pfiß er jetzt nicht mehr.

Am Vormittage des nächsten Tages ließ sich der Graf Wellingerode bei der Aebtissin melden.

Die Domina runzelte die Stirn.

„Was will er noch?“ murmelte sie. „Er soll bleiben, wo der Pfeifer wächst.“

Da sich das aber nicht machen ließ, mußte sie den hohen Gast des Stiftes wohl oder übel empfangen.

Der Graf trat ein. Er verneigte sich und wollte der Dame die Hand küssen. Aber sie entzog ihm diese.

„Nicht nötig, Herr Graf, nicht nötig! Ich zweifle an Ihrer Achtung vor einer Dame ganz und gar nicht. Was bringen Sie? Darf ich Sie bitten, sich möglichst kurz zu fassen? — Meine Zeit ist sehr kurz bemessen, eine große Wirtschaft gibt viel zu tun —“

„Ich werde mich bemühen, so kurz als möglich zu sein, Frau Aebtissin.“

„Also bitte, Herr Graf.“

Die Aebtissin wies auf einen Stuhl, auf dem Wellingerode Platz nahm.

Er räusperte sich ein wenig, ehe er das Wort nahm:

„Es ist nicht nur die Absicht, zu jagen, gnädige Frau Aebtissin, die mich hierher geführt hat, — eine Absicht, der Sie in so liebenswürdiger Weise entgegengekommen sind, und zu deren Ausführung Sie mir ein so großes Terrain zur Verfügung gestellt haben, daß ich von Ihrer Gnade gerührt bin, als Sie es mir gestern auf unserer Spazierfahrt zeigten —“

„Oh bien, Herr Graf, das ist ja erledigt. Bitte, kommen Sie zum Thema.“

„Sofort, gnädigste Frau Aebtissin. Ich wollte nur meinen untertänigsten Dank —“

Der hagere, knöcherne Zeigejinger der Domina klopfte einmal hart auf die Tabakdose.

„Nicht nötig, Herr Graf,“ unterbrach sie ihn, „gar nicht nötig. In der Spendung von Waidmannsfreunden ist Stifft Hohenbergen niemals knickerig gewesen.“

„Man weiß diese Eigenschaft des Stiftes am Dose zu kassell zu schätzen. Also ich komme zur Sache, gnädigste Frau.“

Die Aebtissin lehnte sich steif in ihren Stuhl zurück. Eine eifige Unnahbarkeit lag über der ganzen hageren Gestalt mit dem charaktervollen, energischen Gesicht.

„Was beliebt also, Herr Graf?“

„Es — hm — es — hm befindet sich hier im Stifte eine junge Dame —“

Die Domina horchte auf. Aber keinen Zug in ihrer steifen Haltung änderte sie.

„Eine junge Dame,“ fuhr der Graf fort, „der Seine Majestät der König und Ihre Majestät die Königin eine außerordentliche Auszeichnung zugebracht haben.“

Kurze Pause. Kein Wort von seiten der Domina. Nur ihre Tabakdose stellte sie mit scharfem Klappen auf das kleine Tischchen, das vor ihr stand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein interessantes Erlebnis aus älterer Zeit.

Von Oberst a. D. Spöhr-Viesien.

Wenn man, im 90. Lebensjahre stehend, erst beginnt, die Denkwürdigkeiten eines vielbewegten Lebensganges zu Papier zu bringen, ist wohl der fleißigste Gedanke sehr naheliegend, ob man das so spät begonnene Werk auch wohl vollenden werde.

Und dann erscheinen einzelne Begebenheiten so hervorragend an Interesse und Lehrhaftigkeit, daß man ihres Besetzung in die Vergessenheit fast als einen Verlust für die Menschheit ansehen zu müssen glaubt.

Das ist besonders dann der Fall, wenn es sich um Erlebnisse anderer handelt, die auch dem Erzähler schon nur durch besonderen glücklichen Zufall bekannt geworden sind.

Diese Erwägung und zugleich der Wunsch, durch eine Probe zu erfahren, ob ich mich auch bezüglich der Wertschätzung meiner „Memorabilien“ nicht täusche, veranlassen mich, nachstehende, mir selbst durch den, welcher sie erlebte, anvertraute Erlebnisse dem verehrten Leserkreise zu unterbreiten. Also:

Im Jahre 1850 stand ich, damals Bombardier in der 7. Artillerie-Brigade, in Münster i. W. in Garnison. Ich war Geschützführer bei einer sechspfündigen Batterie und hatte die Erlaubnis, die 13 Pferde, die mir unterstellt waren (7 des Geschützes einschließlich des Führerpferdes und 6 des zugehörigen Munitionswagens) nach Belieben zu reiten, wenn sie nicht im Dienste beschäftigt waren. Davon machte ich ausgiebigen Gebrauch und ritt die Pferde dann meist ohne Sattel oder Decke, ganz nackt, um mich darin zu üben.

Bei meinen Ritten in der Münster umgebenden Promenade begegnete ich öfter einem alten Herrn, der einen edlen, aber offenbar schon recht alten Schimmel ritt. Denselben Herrn lernte ich dann in einer, vom besseren Publikum viel besuchten, Restauration am Ludwigsthor kennen. Es war der damalige Postdirektor H. . . . ein Mann hoch in den 60ern oder Anfangs der 70er Jahre, ein kleiner Herr, schwarzweiß, mit ernstem, melancholischem Gesicht, dem man ansah, daß sein Inhaber auch viel Leid erlebt haben mußte. Ich wurde ihm durch einen, damals in Münster im Justizdienst stehenden Universitätskommissionen vorgestellt, und da auch er, Herr H., an meiner Gesellschaft Gefallen zu finden schien, so wurden wir näher miteinander bekannt, und ich erfuhr von ihm recht interessante Begebnisse aus seinem vielbewegten Leben. Er war ein Rheinländer von Geburt, aber in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts (ob „assentiert“ oder freiwillig, ist mir nicht mehr erinnerlich) in ein Kavallerie-Regiment der französischen Armee eingetreten, in welchem er es in raschem Aufstiege bald bis zum Chef d'escadron („Major“ nach unserer Bezeichnung) brachte.

Als solcher stand er 1810 mit seinem Regiment in Madrid, vor dessen Toren damals schon englische Kavallerie schwärmte. Ich lasse mir den Erzähler, Herrn H., persönlich berichten.

„Ich war“, so erzählte er, „eines Tages bei starker Sonneneize mit 2 Escadrons des Regiments zu einer gewaltigen Skelognozierung gegen die Engländer ausgesandt worden. Ich hatte sie mehrfach, zwar mit wechselndem Glück, attackiert, aber doch Gefangene gemacht und wollte diese nach Madrid einbringen, um sie dort vernehmen zu lassen.“

Als ich in Madrid einritt, wurde dort gerade Marm für mein

Regiment gelassen, welches sich auf seinem Maniplatze (ich glaube der Erzähler nannte den Platz „Placa de Toledo“) sammelte.

Staub- und blutbedeckt ritt ich eiligst mit meiner Kruppe dorthin und meldete mich bei dem schon mit den übrigen Schwadronen des Regiments anwesenden Regimentskommandeur, einem Oberlieutenant. Dieser, ein Südfrenzoise, und mir besonders, wovon ich schon manche Bekanntschaft hatte, sehr wenig freundlich gestimmt, sagte mich nach meiner Meldung an einem Knäuel meiner Uniform, schüttelte mich und fuhr mich in barockem Tone an: wie ich es wagen könnte, in solchem Aufzuge vor ihm zu erscheinen? Statt aller Antwort zog ich meine Sattelpistole aus dem Halfter, den Dahn im Zischen spannend, und schoß ihn durch den Kopf. Erst als er tot vom Pferde sank, wurde ich mit der Folgen meiner Tat voll bewußt und wunderte mich nicht, als der älteste Mittelmeister (capitaine) mich als „arrestiert“ erklärte und mir den Säbel abforderte. Ich wurde gefangen gesetzt, und es wurde Kriegsgericht über mich abgehalten. Als mir nach einigen Tagen mitgeteilt wurde, daß ich zum Tode verurteilt und das Urteil zur Befestigung durch den Kaiser Napoleon — König Joseph von Spanien hatte nicht das Recht, das Todesurteil über einen französischen Stabsoffizier zu bestätigen — nach Paris gebracht sei, hielt ich mein Geschick für abgesehen. Da die damalige Beförderung des Urteils hin und her über die Bürenn durch Spasette eine geraume Zeit in Anspruch nahm, konnte ich diese zur Ordnung aller meiner Angelegenheiten benutzen.

Als mir nach etwa 14 Tagen dann mitgeteilt wurde, das Urteil sei, vom Kaiser bestätigt, zurückgekommen mit dem Befehle, „daß ich auf derselben Stelle des placa de Toledo, wo ich meinen Kommandeur erschossen“, hingerichtet werden solle, war ich überzeugt, daß mein letztes Stündlein geschlagen. Als mir auf der verhängnisvollen Stelle des placa de Toledo vor der Exekution, wie üblich, die Augen verbunden werden sollten, weigerte ich mich dessen mit den Worten, daß ich mit denselben offenen Augen, mit denen ich im Dienste des Kaisers so oft dem Tode entgegengetreten, auch nunmehr demselben entgegengehen wolle, wurde mir entgegnet, daß es „besonderer Befehl Sr. Majestät des Kaisers“ sei, und ich mußte mich unterwerfen.

Mit verbundenen Augen hörte ich dann stehend die Kommandos zum Chargieren für die üblichen neun Mann des Exekutionskommandos und dann das Kommando „Feuer!“ Es fielen die neun Schüsse — aber ich stand unverletzt, die Wunde wurde mir abgenommen und mir mitgeteilt, daß ich vom Kaiser zum Kommandeur des 4. Husaren-Regiments *) ernannt, mich bei ihm in Paris zu melden habe.

Dem Befehl gemäß meldete ich mich in Paris, wo mich der Kaiser sehr gnädig empfing und mir mitteilte, daß er „die Wahrung meiner Ehre“ nur billigen könne und mir zu meiner neuen Stellung ein Pferd schenke, welches der Groß-Stallmeister Berthier anweisen werde.

Als der Feldmarschall mir dann mitteilte, er habe für mich eine Originalschimmelstute ausgesucht, die seinen Deuten Schwierigkeiten mache, und hinzufügte, „daß ich als Deutscher, die sich ja auf die Dressur von Pferden verstanden, wohl mit dem widerstreitigen Tier zurechtkommen werde“, merkte ich an seinem hämischen Lächeln, daß die Schimmelstute wohl ganz besondere Schwierigkeiten haben müsse. Ich erfuhr denn auch später, daß sie bis jetzt noch jeden Reiter abgeworfen und daß zwei davon den Hals gebrochen hätten. Die besondere Zufriedenheit des Groß-Stallmeisters Berthier erwarb ich mir aber dann, als ich hat, daß mir das Pferd sofort geliefert werde, damit ich es in mein Quartier reiten könne.

Ich hatte schon an dem Bau und dem Benehmen der Schimmelstute im Stalle gemerkt, daß sie wohl an starkem Sattelzwang leide. Unter dem Vorwande, sie anzugurten, ließ ich dann die feigejogenen Sattelgurte etwas nach, stieg auf, ließ mich aber nicht sofort in den Sattel nieder, sondern ritt, mehr in den Bügeln stehend, zur Verwunderung der Franzosen die Schimmelstute zunächst in ruhigem Schritt und mit sehr aufmerksamer Jügelführung an, nach einigen hundert Schritten aber im Trab von dannen.

Es ist dieselbe Stute, welche ich heute noch reite, und das einzige von den 5 Pferden, die ich als Regimentskommandeur im russischen Feldzuge 1812 geritten, auf dem ich glücklich an die Berezina gelangte, und das mir damals das Leben gerettet hat. Mit den Worten: „vielleicht erzähle ich Ihnen auch das nach einmal“ beendete Herr S. seine Mitteilung.

Ich vergaß aber, zu erwähnen, daß der Kaiser Napoleon aus Anlaß des Falles S. noch eine mir bis zum Regimentskommandeur abwärts bekannte zu gebende Kabinettsorder erließ, in der er den Generalen und Regimentskommandeuren seiner Armee besondere „Sorgas“ in Bezug auf die ihnen etwa unterstellten deutschen Offiziere empfahl, weil „dieselben ein besonders reges Ehrgefühl“ besäßen.

Diese Kabinettsorder ist, wie manches andere, wohl geeignet, Napoleon I. als „Psychologen“ kennen und schätzen zu lehren.

*) Dieses rekrutierte sich damals aus den Bewohnern des bairischen Simsricks.

Autorität des Buchstabens.

Von Karl Ernst Anax.

Ein sehr bekannter Schriftsteller kritisierte mit einmal mit, er fürchte sich geradezu vor dem weißen Papier. Selbst wenn das, was er niederschreiben wolle, völlig in ihm ausgereift sei, packt ihn beim Anblick des unbeschriebenen Bogens eine Bestimmung, die erst weiche, wenn die erste Tinte fliehe. Diese Erscheinung, — die freilich nicht ohne weiteres mit anderen nervösen Idiosyncrasien, etwa der pathologischen „Blasphämie“, verglichen werden kann, — ist nicht so selten, als man annehmen sollte. Auch das Gegenstück ist dem Nachboten-sammeler und dem Irrenarzt bekannt: die unbestehbare Sucht, jeden erreichbaren Bettel zu beschreiben oder zu betiteln. Hugo Salus hat, glaube ich, eine solche Geschichte eines allerdings kaum psychologischen Falles geschrieben: das novellistische Bild eines jungen Mediziners, dem das mechanische Schreiben und Abschreiben von Krankheitsberichten, Statistiken und ähnlichen zum innigen und höchsten Lebensbegehren wird und der, als er seinen Doktor besanden hat, den Zimmerboden mit seinem Namen und dem Dr. davor in Kreidelschrift bedeckt.

Bei Menschen, denen die literarische Produktion natürliche Anlage und Bedürfnis ist, darf man die Furcht vor dem jungfräulichen Papier vielleicht oft als eine Art Scham und Scheu ansehen, die das geistig Erzeugte nur nach Kämpfen der äußeren Welt preisgibt. Nichts wird ganz so niedergeschrieben, so geformt, wie es embryonal im Geiste war. Der mechanische Vorgang des Uebertritts aus der Welt des Denkens in die Welt der Erhebung verändert ohne weiteres das seelische Erzeugnis. Und fast immer bleibt das fertige Produkt auf dem Papier hinter der gebärenden Erläuterung zurück. So entfremdet also der Proseß des Schreibens das Werk dem Schöpfer, und darin mag ein Grund dafür gesucht werden, daß viele im Schrifttum Arbeitende der Entschluß, die Niederschrift zu beginnen, schwächere oder stärkere Ueberwindung kosten.

Zwischen Gedankem und Geschriebenem liegt das Gesprochene als vermittelnde Stufe. Immer bedeutet — es sei ein Gedicht, ein Privatbrief, ein amtlicher Bericht, eine kaufmännische Mitteilung, — oder was auch immer — das Geschriebene, gemessen am Gesprochenen, Falsche, Sammlung, Verflüchtung. Es bedeutet Form, gute oder schlechte, gegenüber dem Stoff an sich. Man findet zwar, nicht allzu selten, Menschen, die auch im Sprechen jederzeit eine journalistische Bestimmtheit zeigen. Literaten, die auch Mägliches in einem gefälligen und dem Stoff angemessenen Rhythmus sagen und, auf höchstem Gipfel, Künstler, denen die Natur in allem, im Denken, Sprechen, Schreiben und Handeln eine innere Harmonie geschenkt hat; aber auch Menschen anderer Lebensbestimmungen, denen das Maß irgendeiner konventioneller oder traditioneller Syntax und Grammatik im Sprechen zur Gewohnheit geworden ist. Leute, die reden wie „gedruckt“. Im allgemeinen aber verzichtet die Sachverständigung des täglichen Lebens auf eine Form im strengeren Sinne. Manche Dichter — Schiller, Meißner, Grillparzer — waren in der Unterhaltung überraschend formlos und unbeholfen.

Das Volk jedenfalls trennt Sprechen und Schreiben durchaus voneinander. Je begrenzter Erkenntnis und Bildung sind, desto stärker wird alles Schreiben als etwas Ungewohntes, gewissermaßen Vornehmes, Ausserordentliches und deshalb als unbehaglich und zu geringem Vertrauen verpflichtendes empfunden. Von dem Bauern, der im Kreise der angustvoll schweigenden Familie stark schwebend die feierliche Handlung einer Unterschrift vollzieht, bis zu dem Baufisch, der im ersten Liebesbrief sorgsam erlesene Stillsätze nebeneinander aufsticht, ist im Grunde der geistigen Geharnisch kein Unterschied. Was auf dem Papier stehen soll, ist eben etwas ganz anderes als das, „was man so einfach denkt“ oder „so spricht“. Man erinnert sich der köstlichsten Stelle in Molières Bourgeois Gentilhomme: der Maître de philosophie macht dem biederen Jourdain den Unterschied zwischen Prosa und Vers klar: „Was nicht Vers ist, ist Prosa, und was nicht Prosa ist, ist Vers.“ „Und was ist das, was man spricht?“ „Prosa!“ Darauf Jourdain, bah erklamt: „Dann habe ich also, wieh Gott, seit vierzig Jahren Prosa gesprochen und nichts davon gewußt!“ In diesem genialen Scherz wird das hoffnungslose Verhältnis des Durchschnittsmenschen zum geschriebenen Wort wundervoll beleuchtet.

Solange nun noch natürliche Unbefangenheit ihrer selbst sicher ist, schreibt der Mensch „wie ihn der Schnabel gewachsen ist.“ Wir haben ja gerade jetzt im Kriege erlebt, wie erschreckend und reinigend ein im Erlebnis erhöhtes Deutsch aus Schützengräben (oft von Menschen, die vorher niemals „schrieben“) in die überkultivierte oder erstarre Stillsit der Literaturwelt und der Amtsstuben gefahren ist. Wo aber die Unbefangenheit fehlt, während gleichzeitig der „Reißbrett“ vor der Würde des Geschriebenen gegenüber dem Gesprochenen noch nicht überwinden ist, da beginnt die Wachstumsfähigkeit des Papierdeutschen. Man will „gebildet“ schreiben und „korrekt“. Was aber ist korrekt, und was ist gebildet? Es gibt Leute, die das Deutsch königlich preussischer Bureaus für vorbildlich halten. Nicht mehr ganz lüdenlose Erinnerungen an das Schuldeutsch und an verbesserte „Aufsätze“ verbinden sich mit dem neuen Glauben an die Unschreibbarkeit jeder Rede, die „gedruckt“ ist. Vor allem aber: Auf dieser Stufe glaubt der Mensch, Ge-

Schreibens müsse außer allen Umständen anders sein als Gesprochenes. Während er beim Erzählen noch immer Ausdruck und Stil unbewußt nach dem Stoffe, dem Zweck des Erzählten und der Umwelt, in der er spricht, wählt, zwingt er dem Papier notwendig einen geschriebenen und aus Gott weiß welchen Gründen für „richtig“ gehaltenen Stil auf. Er vergewaltigt sich selbst. Er verrenkt sich geistig wie ein Bräuner in der Tanzstunde. Die Straffung und Peinigung, die das geschriebene Wort gegenüber dem freier dahinstömenden Gesprochenen unumgänglich fordert, wird zu gesteigerter Unmündlichkeit und einem komischen Ueberdeutlichseinswollen. Solch ein Unmündlicher spricht etwa (sehr schön und klar): „Von Karls Unfall wollt ich dir noch erzählen: es geht ihm besser, gestern hat er frohlich seinen Geburtstag gefeiert.“ Aber er schreibt im schrecklichsten Papierstil: „Bezüglich des Unfalls von Karl kann ich die Mitteilung machen, daß in dem Besinden desselben eine Besserung eingetreten ist und konnte derselbe gestern in bestem Wohlbesinden seinen Geburtstag begehen.“ Es gibt auch Leute, die in diesem Stil sogar sprechen.

Man bemerkt, wie die unritualischen Worte überwindern (die un- — Ungeheime); wie abgeriffene Wendungen, steif wie Spazierschöße und erhärtete syntaktische Formeln das natürliche Beschöpf der Sprache zu einer zusammengefügten Mieberpuppe machen.

Die praktische Notwendigkeit, die Sprache in ihren jeweiligen Stände zu kodifizieren, in Schulbüchern, Grammatiken, Stilbüchern und Rechtschreibungen — gerade sie ist die höchste Heilung für den sprachlich Unselbständigen. Da jeder Kodex vom Gesichtspunkt der Zeitlosigkeit aus nur eine Momentphotographie festhalten kann, so ist er auch in jedem Augenblick von der Sprache überholt und unrichtig. Der Abhängige aber nimmt dieses starre Abbild der Sprache, die etwas Werden, Wachsendes und Schwindendes zugleich, die etwas ewig Veränderliches ist, für die Sprache selbst. In der Verachtlichkeit, die alles Schreiben gegenüber dem Sprechen bedeutet, vermag nur der die geschaltete Freiheit zu bewahren, der sich Zeitlosigkeit vor allen Normen erarbeitet hat. Mitleidlicher noch der, dem die Autoritätslosigkeit — jeder schaffenden Kraft als bestimmende Anlage unentbehrlich — angeboren wurde. Ist daneben die spezifische Begabung des Wiedergebens, Mitteilens und Formens vorhanden, so wird unter dem Schutze des Gutgeschriebenen schnell unbewußt, bald bewußt, erkannt und aufgenommen. Aber auch der, dem eine besondere Veranlagung zum Schreiben in irgendeinem geringeren oder höheren Sinnvermögen Grade fehlt, wird allein durch die Befreiung vom Buchstabenglauben (in einem sehr wörtlichen Sinne) die allen erreichbare Schönheit des Schriebens, Klaren und Einfachen gewinnen. Denn nur befreit von dem Götzenbild der Norm, kann das „Sprachgefühl“ den „Papierstil“ überwinden.

Denn dieses „Sprachgefühl“ hat ja beiseite nicht nur die Schulmeisteraufgabe, zu entscheiden, ob etwas „richtig“ ist oder „falsch“. Das Sprachgefühl ist der unsterbliche Erzeuger der Sprache. Die Wechselwirkung in der Sprache aller Sprachgefühle bestimmt die Veränderung der Sprache. Das Sprachgefühl ist der ewige Rebell gegen festgelegte Grammatik und autoritär gutgeheißenen Stil. Und die seltenen Menschen, die das überlieferete Sprachgut nach seinen inneren metakognitiven Befehlen weiterbilden, zu neuem persönlichen Eigentum gehalten — das schließt sein mag oder auch unerschrocken fäh — sie sind die vorbildlichen Stützen ihrer Epoche.

Bücherliste.

— Otto Alfcher, Die Kunst Ruhe von Menschen und Tieren. (Langens Marktischer Band 20.) Umschlagzeichnung von E. D. Weberlein. Preis gebunden 1 Mark. Verlag von Albert Langens in München. — Otto Alfchers Schaffen gilt allen, was der Natur enger verbündet ist, als der Stabmensch von heute es sein kann. Er unternimmt keine literarischen, auch keine wissenschaftlichen Versuche, die Seele des Lesers zu denken; aber er gibt die edlen Bewegungen eines Marders, die wilde und hochmütige Sicherheit eines alten Wolfes, den glanzlosen Blick eines kranken Hundes mit einer Gestaltungskraft von seltener Farbigkeit. Und diesen kraftvollen Instanzweisen gegenüber stellt er den Menschen, der, jenseits der Kunst, seinen Daz auf die ihm fremd gewordenen Geschöpfe wirft, einen Daz, der ohnmächtiger Neid ist und sich schließlich beugt in sämmerlicher Ehrfurcht vor unwiederbringlich Verlorenem. — Die Firma Otto Sarassowits, Buchhandlung in Leipzig, hat soeben anlässlich des 400jährigen Reformations-Jubiläums unter dem Titel „Luther und seine Zeit“ einen Bücherkatalog erscheinen lassen, der eine reiche Sammlung von Original-Druckschriften aus der Reformationszeit, und aus dem 16. Jahrhundert überhaupt, enthält. Außer ca. 200 Original-Druckschriften des Reformators selbst über sein reformatorisches und homiletisches Wirken, sowie Pamphleten politischen und geistlichen Inhalts, enthält die angebotene Sammlung Schriften von Förderern, Gegnern und Zeitgenossen der Reformation.

— Alexander Solomonica, Herr Beckfisch. Erzählung. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. 2.50 Mark, geb. 3.50 Mark. Herr Beckfisch repräsentiert einen unter den heutigen Intellektuellen weitverbreiteten Typus; er ist ein unsicherer Mensch.

Was diese Worte „ein unsicherer Mensch“ gerade hier zu bedeuten haben, das ließe sich theoretisch mit viel Unmündlichkeit auseinanderlegen. Denn man aber Herrn Beckfisch kennen, so weiß man sofort, worum es sich handelt. — Es ist an dieser Novelle, die im selben Grade Analyse wie spannende Erzählung ist, nicht zu erkennen; der Verfasser hat es verstanden, seine Sozialkenntnis und -erforschung in das Lebendigste, in ein aufregendes Geschehnis umzuformen.

— Im Verlag von Theod. Thomas, Leipzig, erschien als erste geschichtliche Monographie über die Ereignisse vom März 1917 8. von B.'s inhaltreichstes, auf vorzüglichen Informationen beruhendes Buch: „Nikolaus II. und das Ende der Romanows.“ (Preis 3 Mark). F. von B. ist ein ausgezeichnetes Kenner russischer Verhältnisse, des zarischen Hofes und der geheimen Bestrebungen im interdictischen Russland, die zum Sturz der Dynastie führten. Man gewinnt bei der Lektüre dieses anregend geschriebenen Werkes sofort den Eindruck, daß der Verfasser nicht nur von diplomatischer Seite, sondern auch aus den Kreisen der politischen Politik und der revolutionären Propaganda selbst unterrichtet ist.

— Neuerscheinungen von Reclams Universal-Bibliothek. (Phil. Reclam, Leipzig): Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. 6. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. Januar 1917. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Baumier. (408 S.) Geb. 1.25 Mark, geb. 1.80 Mark. — Paris vor dem Weltkrieg. Eine Schilderung. Von Walther Siegfried. (72 S.) Geb. 25 Pf. — Der deutsche Bär. Lustspiel in drei Akten. Von Heinrich Stobber. Bühnenurrichtung. (88 S.) Geb. 25 Pf. — Die Feindin. Kriegsbilder aus Frankreich und Flandern. Von Karl Mosner. (93 S.) Geb. 25 Pf. — Erziehung und Leben. Ausgewählte Abschnitte aus den Werken von Wilhelm Meier. Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Meier. Mit einem Bilde Wilhelm Meiers. (196 S.) Geb. 50 Pf., geb. 90 Pf. — Berichte aus dem Großen Hauptquartier 1916. 5. Band. Herausgegeben von Karl Wille. (96 S.) Geb. 25 Pf. — Hugiades. — Juniperus. Zwei Geschichten. Von Viktor von Scheffel. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Conrad von Salkward. (96 S.) Geb. 25 Pf., geb. 60 Pf. — Kriegsgesetze des Deutschen Reiches. 7. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. April 1917. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Baumier. (367 S.) Geb. 1.25 Mark, geb. 1.80 Mark.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Spinatpudding. 2 Pfund Spinat gekocht und durch die Maschine getrieben. 1/2 Pfund Haser- oder Gerstenflocken ausquellen und mit dem Spinat vermischt. Dazu 1 geriebene Zwiebel, 1-2 Eier, 1 Löffel Butter oder Fett, 1 geriebene Zwiebel und wenn man will, etwas Sardellenbutter, in eine Puddingform gefüllt und 1 1/2 Stunde im Wasserbade gekocht.

Kartoffelpudding. 2 Pfund gekochte geriebene Kartoffeln. 1/4 Pfund Beierwurz, 2-3 fein gewiegte, gedämpfte Zwiebeln, 1 1/2 geriebene Zwiebeln, Salz und 2 Eier, auch wenn man will, etwas Thymian oder Majoran. Dies alles gut untereinander gemengt, in einer Puddingform gefüllt und 1 1/2-2 Stunden im Wasserbade gekocht.

Heringe in Tomatensauce. 5 Tomaten läßt man weich werden, kocht sie durch ein Haarsieb und gibt eine fein geschnittene Zwiebel, 1 Messerspitze Butter, Salz, Saft einer 1/2 Zitrone oder einige Tropfen Essig und einen Eßlöffel Öl dazu. Diese Danks wird über 4 oder 5 vorgekochte, entgrätete Heringe gegeben, die darin einige Stunden stehen müssen; es können auch Salzheringe verwendet werden.

Heringflocken mit Mehl. 1/4 Pfund Haserflocken, 3/4 Liter Wasser, 2 Pfund gekochte, geschnittene Karpfen, alles zusammen hind gekocht (Modifikation). Eine Prise Salz und Butter kommt dazu.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	2	5	6	7	1	6	Truppengattung.
2	4	5	5	6	7	Kriegstier.				
3	6	7	2	Pflanze.						
4	7	1	6	Musikstück.						
2	1	6	7	6	innerer Körperteil.					
5	4	2	5	6	Berwandte.					
6	1	6	7	Nahrungsmittel.						
7	4	1	2	am Felde.						
1	7	4	2	Baum in Ästen.						
6	7	2	4	Vorname.						

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
 Auegel, Aß, Sieb, Docht, Nabe, Kratte, Auge, Wespe, Fenster.
 Angst steht überall Gespenster.